



Plakativ: die deutsch-sowjetische Freundschaft im Jahre 1958. MUSEUM KARLSHORST

# Sehnsucht heißt ein altes Lied der Taiga

Eine Ausstellung im Berliner Schloss Charlottenburg zeigt „Unsere Russen, unsere Deutschen“

Von Harry Nutt

Wer in den sechziger Jahren den Kindergarten durchlaufen hat, wird irgendwann versucht haben, auf der Bordüre seines Hemdchens das niedliche Federvieh abzuzählen. Bis in die späte Adenauerzeit hinein war der Russenkittel ein für Kinder bevorzugtes Kleidungsstück. Trotz seiner gestalterischen Einfachheit, aus schlichtem Leinen und gerade geschnitten, war er bei Kindern wie Eltern beliebt.

Über die so genannte Reformbewegung war der Russenkittel Anfang des 20. Jahrhunderts ins bürgerliche Deutschland importiert worden. Er konnte sowohl von Jungen als auch von Mädchen getragen werden und war zugleich ein Symbol für klassenlose Verhältnisse. Das anti-modische Hemdchen wurde so zu einem kleinen Stück Zivilisationskritik, das hierzulande die Verweigerung des Uniformgedankens ausdrückte. Unterm Russenkittel sollte der kindliche Körper auch ein Stück Freiheit erleben. Für alle anderen war er einfach praktisch.

Der deutsch-russische Kulturtransfer verlief allerdings nicht immer so reibungslos. Einen kulturgeschichtlichen Blick auf 200 Jahre wechselseitige Imageproduktion von 1800 bis 2000 zeigt nun eine Ausstellung des Deutsch-russischen Museums Berlin-Karlschorst, die mit ihren mehr als 400 Exponaten eigens in den linken Flügel des Charlottenburger Schlosses umgezogen ist.

Das Bild vom jeweils anderen ist stark geprägt von einer Geschichte, in der man sich abwechselnd als Feind oder politisch-militärischer Bündnispartner gegenüberstand. Dabei waren unmittelbare deutsch-russische Begegnungen zunächst selten. Mit den Reformen Peters I. und dem Sieg des

Russischen Reiches im Krieg gegen Schweden wurde Russland jedoch im 18. Jahrhundert zu einer wichtigen europäischen Großmacht neben Großbritannien, Frankreich, Österreich und Preußen.

Die Russen kamen ins alltägliche Bewusstsein. Bald zogen fremde Soldaten durchs Land und hinterließen erste Eindrücke von der inzwischen längst sprichwörtlichen Trinkkultur. Die russische Seele erschien so schon früh in selbstsam doppelter Gestalt. Selbst nach der Leipziger Völkerschlacht von 1813, in der die Russen an der Seite Preußens Napoleons entscheidend besiegten, feierte man die Russen einerseits als Befreier, andererseits meinte man, den halbasiatischen Horden nicht über den Weg trauen zu können.

Bedrohlicher als der Feind im politischen Bündnis aber erschien die russische Kälte. Zahlreiche Darstellungen und Gemälde stel-

len den harten Winter in den Mittelpunkt der Fremdbeobachtung. An ihm litt vor allem auch die Bevölkerung des riesigen, sozial rückständigen Landes. Die russische Weite dauerhaft wurde zur Metapher für eine unendliche Terra incognita.

## Die Klischee-Vorstellungen voneinander überdauerten auf beiden Seiten die Systeme

Die Ausstellung zeigt Beispiele wechselseitiger Projektionen, die sich hartnäckig halten, auch wenn sie im Lauf der Jahrzehnte durch Wissen ergänzt werden. Über die politischen und sozialen Systeme hinaus bleiben sie auf beiden Seiten stabil. Das Bild der Deutschen in Russland wurde mit der wachsenden Bedeutung der Industrialisierung vom Techniktransfer bestimmt. Die selbstsam arbeitenden Deutschen belächelte man im

Reich der Zaren, aber man bewunderte sie auch. Das kulturelle Gedächtnis war nicht müde, prächtige Klischees zu entwickeln und an ihnen festzuhalten. So hielt sich die Vorstellung von den deutschen Unholden und ihrer soldatischen Brutalität. Daran änderte auch die deutsch-russische Freundschaft nichts, die nach dem Zweiten Weltkrieg von den Bruderstaaten nach preußisch-russischem Vorbild reaktiviert und emphatisch beschworen, im sozialistischen Nahverkehr jedoch, wenn es ging, sorgsam aufzufahren wurde.

Im kapitalistischen Westen setzte unterdessen eine rege Bilder- und Gefühlsproduktion ein. „Sehnsucht“, sang zart und tief Alexandra, „heißt ein altes Lied der Taiga“ und vermaß so die emotionale Weite des verlorenen Ostens. Der „Kosakenkaffee“ hingegen stand für ländliche Derbheit, aber auch für echten Geschmack. Im wild-russischen Wesen erblickte

man hierzulande eine nicht domestizierbare Ursprünglichkeit.

Die stand bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts hoch im Kurs, als nicht nur die Kosaken die Puppen tanzen ließen. Vor der Revolution der Bolschewiki siegte die ästhetische Erneuerung, die bald sehr viel weiter reichte als die Bewunderung von Tolstoi und Dostojewski durch Thomas Mann. Die Balletts Russes feierten große Erfolge und setzten in ganz Europa eine russische Tanzästhetik durch, die sich auch in Max Pechsteins Radierungen-Serie „Russisches Ballet“ wiederfand. Noch am Beginn der expressionistischen Bewegung visualisierte er eine rauschhaft-erotische Phantasie, die orientalische Motive mit russischer Ikonografie verknüpfte.

Am überzeugendsten ist die Ausstellung dort, wo sie alltagskulturelle Zeugnisse gegenseitiger Aufmerksamkeit zusammenträgt. In sozialdokumentarischem Stil hat der Berliner Fotograf Willy Römer den russischen Alltag um 1916 abgebildet. Seine Fotos von Kindern zeigen die Armut der Landbevölkerung, aber sie denunzieren sie nicht. „Russenjungen mit meinem Kochgeschirr beim Futter. Sie kamen täglich sich die Reste zu holen“, lautet die Beschriftung eines Fotos von Römer, das die Kinder bei der Nahrungsaufnahme im Freien zeigt. Römer war nicht in künstlerischer Mission unterwegs. Als Soldat hatte er an Russlandfeldzügen teilgenommen, ohne jedoch das militärische Geschehen mit seiner Kamera in den Blick zu nehmen. Abseits der Front ging er auf Entdeckungsreise und fing so atemberaubende Szenen des Sozialen ein. Ein knipsender Soldat hatte die Zeit angehalten.

Schloss Charlottenburg, Berlin: bis 2. März. Der im Ch. Links Verlag erschienene Katalog kostet 24 Euro.



Die finstren Gestalten aus dem Osten blieben: links ein NS-Plakat (1943), rechts ein CDU-Plakat (1949). Auch der Kitsch blieb: eine Marx-Vase. MUSEUM KARLSHORST

